

„Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“

Matthäus 5,8

Bericht vor der Landessynode

27.11.2019

Sehr geehrter Herr Präses, hohe Synode

diesen meinen ersten Bericht als Landesbischof stelle ich unter das Wort Jesu aus der Bergpredigt: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“ (Mt 5,8)

1. Die Verheißung der sechsten Seligpreisung

Die Seligpreisungen sind Jesu großer Gesang für das Reich Gottes, für die neue Welt, die mit ihm bereits angebrochen ist. Jesus bildet seine Seligpreisungen im sprachlichen Stil der Psalmen und bildet keine „wenn - dann - Sätze“: *Wenn* ihr sanftmütig und barmherzig seid, wenn ihr Frieden stiftet, wenn ihr dem Hunger nach Gerechtigkeit nachgeht und wenn ihr ein reines Herz habt, *dann* werdet ihr glücklich und voller Freude sein. Nein, Jesus formuliert anders: „Selig *sind*, die reinen Herzens sind; denn sie werden Gott schauen.“ Es ist ein reiner Zuspruch. Ja Jesus singt es seiner Gemeinde entgegen, denn die Seligpreisungen sind der große Lobgesang der Barmherzigkeit und Gnade Gottes.

Es beginnt mit dem Wort „selig sind“, Griechisch „μακάριοι“, Latein „beati“ und im Hebräischen „אַשְׁרָיִם“ [aschré]. Mit diesem Wort beginnt der Psalter und in Psalm 1 heißt es: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen“, im Psalm 119, dem güldenen ABC, beginnen die ersten zwei Verse jeweils mit diesem „Wohl denen“, was nichts anderes heißt als „Selig sind“. Die Worte des 119. Psalms kennen Sie aus dem Lied EG 295 „Wohl denen, die da wandeln vor Gott in Heiligkeit“. Die Seligpreisungen im Lukasevangelium verdoppeln das „Selig sind“ zu einer vierfachen Seligpreisung und im Matthäusevangelium wird achtfach seliggepriesen. Selig sein heißt, sich freuen und glücklich sein – also ist die Freude die große Verheißung, die uns Jesus zusingt.

In der Mitte der Seligpreisung steht: „die reinen Herzens sind“. Viele von uns haben da sofort das Gebet aus Kindertagen im Ohr: „Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein“. Aber wie kommen wir zu einem reinen Herzen? Und was bedeutet dies? In Psalm 51 heißt es: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen beständigen Geist“, und der Beter bittet um Tilgung und Vergebung der Sünden. Nur durch Buße und Beichte, nur in Umkehr von unseren hartherzigen Urteilen und vergifteten Gedanken hin zur Liebe Gottes können wir ein reines Herz geschenkt bekommen.

„Denn sie werden Gott schauen“ – welch eine Verheißung am Ende dieser Seligpreisung, und sie ist die Seligpreisung aller Mystikerinnen und Mystiker, von denen wir ja in unserer mitteleuropäischen Geschichte so viele haben. Und wenn es stimmt, was Karl Rahner gesagt hat, dass der Christ der Zukunft ein Mystiker ist oder er nicht mehr ist, dann ist die Frage für unsere kirchliche Arbeit, wie wir die individuellen geistlichen Wege der Geschwister mitgehen und begleiten können als Kirche. Dafür brauchen wir Mitarbeitende, die Zeit für das Ansehen und Zuhören haben und die bereit sind, sich mit Dir auf den

Weg zu machen und offen sind, Menschen in ihrem Weg zu begleiten. Dabei führt dies nicht zwangsweise in die bekannte Gemeindegemeinschaft, sondern vielleicht ganz woanders hin. Dies ist aber nur herauszubekommen, wenn wir uns besuchen und das mit reinem Herzen ohne Vorentscheidungen und Pläne. Die Sehnsucht nach der Gottesschau mit reinem Herzen heißt, sich öffnen für das, was uns begehrt.

Diese Seligpreisung habe ich gewählt, weil ich glaube, es ist für uns nicht leicht in Zeiten vergifteter und getrüübter Herzen – auch in unserer Kirche – Gott tatsächlich zu schauen. Im Nächsten Gottes Ebenbild statt einen Feind und eine Gegnerin zu entdecken. Achtsam werden für Gottes Wirklichkeit und sein Angesicht mitten unter uns. Aber es ist mir sehr wichtig, dass wir in all dem, was wir als Kirche tun und lassen, mit offenem Herzen und frei miteinander kommunizieren und auf dem Weg sind. Und es ist mir wichtig, dass darin die Seligkeit und Freude des Reiches Gottes aufleuchtet, die uns versprochen ist. Und dass wir uns erkennen können als jene, die gottesebenbildlich sind. Und dass wir daran Freude haben, im jeweils Anderen Gott zu erkennen.

Unsere Seligkeit hängt nicht an unserem Tun. Davon singt Jesus. Und das ist auch einer der zentralen Lehrsätze der Reformatoren, den wir uns selbst heute noch immer wieder neu sagen müssen. Das Entscheidende kommt nicht aus uns, sondern kommt von Gott her. Gott schafft es, dass die mit reinem Herzen selig und glücklich sind, ja dass sie sich freuen können. Gott kommt ihnen und uns in Jesus entgegen, er lockt und zieht uns in die Zukunft seiner neuen Welt. Was diese neue Welt, das Reich Gottes, charakterisiert, lesen wir in der Bergpredigt. Und in einer jeden einzelnen Seligpreisung steckt bereits das ganze Himmelreich: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen“.

2. Die ersten Tage im Amt des Landesbischofs

Ich bin noch keine hundert Tage im Amt. Der Gottesdienst zur Einführung am 7. September im Dom zu Magdeburg schwingt in mir immer noch stark nach. So viele Menschen, die gekommen waren! So viele, die zu Hause am Fernseher oder im Livestream zugeschaut und den Gottesdienst mitgefeiert haben! So viele gute Worte, Segenswünsche, Glückwünsche! So viele wunderbare Begegnungen! Und auch: So viele Geschenke... Herzlichen Dank Ihnen allen, die Sie meinen Anfang mitgetragen haben. Alles das begleitet mich noch immer. Und es macht mir bewusst: In diesem Amt, das Sie mir zugetraut und angetragen haben, in diesem Amt stehe ich nicht allein. Ich werde getragen von Ihren guten Segenswünschen und Gebeten. Und so war dieser Tag meiner Einführung nicht allein ein besonderer Tag für mich, sondern auch ein fröhlicher und beschwingter Tag unserer Landeskirche. Das macht Lust auf mehr.

Alles das begleitet mich noch immer. Und ich bin mir dabei bewusst: An das Amt des Landesbischofs werden hohe, auch sehr unterschiedliche Erwartungen gestellt. Und daraus folgt das Zweite, was mir am Tag der Einführung Anfang September deutlich wurde: Ich brauche Sie weiterhin! Ich bitte weiterhin um Ihre guten Worte, Ihr Zutrauen, Ihren Beistand und Ihr Gebet.

Das Dritte: Ich gehe mit Freude ans Werk und habe Freude an meinem neuen Amt. Ich vermute, Sie spüren das. Und ich hoffe darauf, dass diese Freude, die uns in der Seligpreisung zugesungen wird, sich unaufhaltsam ausbreitet. Was gibt es Schöneres, als in Gottes Weinberg fröhlich und singend unterwegs zu sein!

Dabei sehe ich meine Aufgabe als Landesbischof zunächst darin, zuzuhören und genau hinzuschauen und zu erleben, was es in unserer Landeskirche alles gibt. Ich war in diesen ersten Tagen und Wochen ein Landesbischof, der besucht, schaut und erlebt: Vom Gottesdienst mit Orgelweihe bis zu den Sitzun-

gen des Landeskirchenrates. Vom seelsorgerlichen Gespräch mit einem Gemeindeglied bis zum Gespräch mit dem Ministerpräsidenten und den Ministern des Landes Sachsen-Anhalt. Vom einfachen Abendgebet – dazu später mehr – bis zu zahlreichen Festgottesdiensten, z.B. aus Anlass der Silbernen Ordination oder der Landesmusiktage. Von der Fahrt nach Hannover zur Kirchenkonferenz der EKD bis zur Sitzung der landeskirchlichen Visitationskommission.

Ich besuche, erlebe, nehme wahr und denke natürlich viel über das Erlebte nach und stelle mir Fragen und suche Antworten. Daran möchte ich Sie heute teilhaben lassen. Deshalb im Folgenden einige Blitzlichter aus dem Alltag Ihres Landesbischofs. Manchmal tatsächlich nur blitzlichtartig angerissen.

Am Ende stehen Fragen. Sie ergeben sich aus dem, was ich bisher erlebt habe, diese möchte ich Ihnen heute zur Verfügung stellen.

3. Wegmarken aus 88 Tagen im Amt

3.1. Schritte zu einer verbesserten Kommunikation

Einer der ersten Amtsaufträge, den ich wahrgenommen habe, stammt von Ihnen. In der Frühjahrs-synode haben Sie die Bitte geäußert, dass ich zu einem Gespräch einlade, mit dem Ziel, „konkrete Verbesserungsvorschläge im Blick auf die wechselseitige Kommunikation zwischen Landessynode und Landeskirchenrat“ vorzulegen. Dafür wurden aus den beiden Organen Mitglieder entsandt und wir haben unterdessen getagt. Ja, es gab Konflikte und Kommunikations-schwierigkeiten im Zusammenspiel von Landeskirchenrat, Kollegium und Landessynode. Sie machten sich an drei Punkten fest:

- Die Nichtverlängerung der Amtszeit meiner Vorgängerin, Landesbischofin Ilse Junkermann. Sie führte zu Diskussionen in der Synode, die mit der Entscheidung des Landeskirchenrates konfrontiert war.
- Das Bußwort, das vom „Beirat für Versöhnung“ vorbereitet und im Landeslandeskirchenrat diskutiert und verabschiedet worden war und zur Herbstsynode 2017 veröffentlicht wurde. Es enthält eine kritische Deutung und Einordnung des Handelns der Kirche in der DDR-Zeit sowohl der thüringischen Landeskirche als auch EKKPS. Dies hat zu Verstimmungen geführt, da darüber nicht in der Synode diskutiert worden war.
- Und zum Dritten das Thema „Tempo 130“, das als konkrete politische Initiative zur Bewahrung der Schöpfung gedacht war. In der Synode wurde eine Selbstverpflichtung der Mitarbeitenden der Kirche diskutiert, erhielt aber keine Mehrheit. Der Landeskirchenrat hat die Petition auf den Weg gebracht, die er zuvor bereits beschlossen hatte. Dies hat in der Synode, und nicht nur dort, für Verärgerung gesorgt, aber auch für begeisterte Zustimmung.

Auftragsgemäß sind wir zusammengekommen und haben darüber gesprochen, wie wir die Kommunikation verbessern können. Wichtig war dabei, sich die jeweils eigene Wahrnehmung und die Zusammenhänge und Intentionen zu erzählen, was in sehr offener Atmosphäre und mit reinem Herzen gelang. Wir haben dazu auch bereits einige Ideen gewickelt. Was mir daran sehr eindrücklich war: Ich habe gespürt, es gibt eine hohe Bereitschaft, miteinander auf dem Weg zu bleiben und das entstandene Misstrauen auszuräumen und fehlerfreundlich miteinander umzugehen und gleichzeitig verschiedene Sichtweisen einander geschwisterlich zuzumuten. Einig waren sich alle, dass es kein Problem unserer Verfassung ist, sondern dass es unterschiedliche Gewichtungen der Auslegung gibt. Dazu liegt Ihnen das Gutachten von Prof. German vor, das noch einmal zeigt, dass es in der Verfassung der EKM nicht um eine Hierarchie der Organe, sondern um eine gemeinsame Verantwortung geht. Es ist gut, dass wir

eine Verfassung haben, die die vier Organe miteinander verschränkt: die Landessynode, den Landeskirchenrat, das Kollegium und den Landesbischof. Und es ist gut, dass es keine Hierarchisierung gibt, weder steht die Synode über dem Landeskirchenrat, noch hat der Landeskirchenrat vorrangige Weisungsbefugnis oder gar der Bischof. Es ist anders: Wir alle sind aufgefordert, wirklich geschwisterlich die Dinge in unserer Landeskirche voranzubringen.

Das erfordert eine hohe Achtsamkeit im Blick darauf, welche Fragen zu diskutieren sind, wer wann über was auch informiert sein muss. Wer kann sich wie wozu öffentlich äußern? Wer bringt welche Prozesse wie voran? Und wie gelingt eine für alle größtmögliche Transparenz bei gleichzeitiger Wahrung der Vertraulichkeit von Gesprächsprozessen? Wir müssen voneinander wissen, aber nicht im Kontrollmodus, sondern im Gesprächsmodus.

Einige Vorschläge für eine bessere Kommunikation der Organe haben wir erarbeitet: z. B. wäre es gut, wenn das Präsidium der Synode die Protokolle des Landeskirchenrats grundsätzlich erhält. Wir schlagen vor, dass es vor den Synodaltagungen (wieder) regional verortete Vortreffen gibt, von den Pröpsten eingeladen. Dort werden die wichtigsten Tagesordnungspunkte miteinander besprochen und es wird geschaut, welches sind unsere Themen, woran wollen wir gemeinsam arbeiten. Das stärkt die Wahrnehmung und ist auch eine Art Qualifizierung für die Tagung. Wir haben des Weiteren überlegt, dass es sinnvoll ist, den Berichten, die wir geben – sowohl der Bericht der Präsidentin aus dem Landeskirchenamt wie auch der Bischofsbericht – jeweils eigene Gewichtung zu geben und diese vielleicht im Wechsel halbjährlich. So dass wir in ein gutes Gespräch miteinander kommen und deutlich wird: Die Prozesse die anstehen, werden von allen gesehen, gehört, mitgetragen und verstanden.

Uns ist im Gespräch deutlich geworden, es geht um eine gemeinsame Haltung und Kommunikationskultur, die von Offenheit und Transparenz geprägt ist, von Information und Austausch, von Fehlerfreundlichkeit, und bei unterschiedlichen Positionen ein klares Konfliktmanagement kennt. Das schließt gegenseitige Kritik ein. Unsere Zusammenarbeit bedarf des Raumes der Meinungsbildung, und da Dissens ist kein Defekt, sondern gehört zum demokratischen Verfahren hinzu. Aber zentral ist, dass wir uns im gegenseitigen Vertrauen und Respekt über den Auftrag der Kirche in den jeweiligen Sachfragen verständigen. Dieser Auftrag Jesu Christi ist das zentrale Kriterium, von dem wir her unsere Zusammenarbeit gestalten.

Es gibt weitere Ideen, die Kommunikation zu verbessern. Wichtig in all dem ist mir dabei, dass wir uns miteinander mit einem reinen Herzen anschauen, und uns nicht gegenseitig verdächtigen. Denn auch das habe ich gehört und erlebt, dass immer auch ein Stück Verdacht und beginnendes Misstrauen dabei war: Die machen hier einfach etwas, was sie mit uns nicht besprochen haben! Und da dieser Verdacht gleich mehrfach im Raum stand, hat Landesbischofin Junkermann dieses Achtsamkeitsdefizit in der Frühjahrssynode offen gelegt, und nun haben wir uns diesem Thema gestellt. Deutlich ist, wir müssen beieinander sein und aufeinander hören und Vertrauen wiedergewinnen. In unserem Gespräch war dies spürbar.

3.2. Unsere Kirche ist eine Kirche mit Relevanz für die gesamte Gesellschaft

Ich habe in meinen ersten Tagen und Wochen in unserer Landeskirche sehr viel Verschiedenes erlebt und wahrgenommen. Ich habe dabei versucht, mit einem reinen Herzen in alles das hineinzugehen, also mit wenig Bildern, festen Urteilen und Vorentscheidungen. Im Heidelberger Wahrnehmungsmodell wird unterschieden zwischen dem, was ich sehe, höre und wahrnehme, dem was ich dazu fühle und dem, was ich dazu denke. Eine Unterscheidung dieser Dinge hilft sehr in der Kommunikation. Heute

erleben wir viel eine nur gefühlte Wahrnehmung, subjektive Sichtweisen und feste Urteile. Mit reinem Herzen kommunizieren heißt, sich nicht gleich in Wut und Empörungserregungszustände zu begeben, da diese immer polarisieren und Feindschaft statt Verständigung und Lösung bringen.

Ich habe eine Kirche erlebt, die in den verschiedenen Gremien sehr gut arbeitet. Sowohl im Landeskirchenrat wie auch im Kollegium erlebe ich eine hohe Professionalität. Prozesse werden in guter Weise vorangebracht. Ich habe erlebt, dass Probleme angegangen werden, sie werden offen und transparent in den Gremien besprochen. Das nicht alles in der Öffentlichkeit diskutiert werden kann, versteht sich eigentlich von selbst, aber auch in unserer Kirche ist die Lust an Petitionen, Infragestellung von Leitungshandeln und eine Aufregung über die Kirche „da oben“ etc. immer wieder zu finden. Da sind wir ganz in der Welt und doch sollen wir nicht von ihr sein.

Ich habe erlebt, dass wir eine Kirche sind, die eine hohe Relevanz für die Gesellschaft besitzt. Das zeigt sich nicht nur daran, dass wir zu wichtigen Anlässen wie Erntedank, Konstituierung des Landtages und Festakten wie 30 Jahre Maueröffnung eine wichtige Stimme in unserer Gesellschaft sind. Bei all diesen Feierlichkeiten saßen mehrfach die christlichen Ministerpräsidenten und Minister unter der Kanzel. Und es gab Situationen, die nur bei uns in der Kirche als überparteilichem Raum möglich sind, als z.B. Herr Ramelow und Herr Mohring im Gottesdienst zum Landeserntedankfest in Schkölen (Kirchenkreis Naumburg-Zeitz) nebeneinander saßen und das Brot miteinander teilten – ohne dass damit Koalitionsverhandlungen vorweggenommen worden wären. In unseren Gottesdiensten sind Dinge möglich, die im politischen Raum viel komplizierter sind!

Im Besonderen haben die Ereignisse in Halle gezeigt, wie wichtig wir als Kirche für unsere Gesellschaft sind. Der Anschlag auf die Synagoge und der Mord an den zwei Menschen, das Erschrecken über das Handeln des Attentäters hat eine ganze Stadt paralyisiert. Unsere Aufgabe als Kirche bestand darin, in dieser Situation zu reagieren und eine Sprache zu finden, die von allen verstanden wird.

Wir mussten lernen: Der Terror ist mitten unter uns. Nicht irgendwo fern in Syrien oder in den USA. Sondern im Paulusviertel in Halle. Wo ein junger Mann – dessen Herz völlig vergiftet ist von antisemitischen Ideen und von Hass und auch von der Lust, das Morden zu filmen und zu zeigen – an der Tür der Synagoge klingelte, um dort hineinzukommen. Und nur weil ihm nicht geöffnet wird, erschoss er statt fünfzig Gottesdienstbesuchenden eine junge Frau und den jungen Mann.

Ich habe in meiner Predigt beim Gedenkgottesdienst am Montag nach der Tat dafür den Begriff des Wunders und der Wunde geprägt: Es war ein Wunder, dass die Synagoge nicht gestürmt wurde, dass die Tür gehalten hat. Und es ist eine große Wunde, die auch noch lange zu spüren sein wird, dass in Halle zwei Menschen erschossen wurden auf offener Straße. Und deutlich ist, Terror ist überall und jederzeit möglich. Es ist es möglich, sich zu bewaffnen, es ist möglich, sich zu radikalieren im Internet. Es ist eine schreckliche Situation, die Herzen sind beunruhigt und verunsichert und werden noch eine große Weile brauchen. Aber es gilt beides zusammenzuhalten und nicht gegeneinander auszuspielen, wie es sofort geschieht. Und die antisemitische Vergiftung der Herzen droht immer gleich wieder dabei zu sein.

Und gleichzeitig ist deutlich, dass wir gegen die Vergiftung der Herzen uns stark machen müssen. Und dass wir stark sein können, als Kirche und gemeinsam in dieser Gesellschaft.

3.3. Die Gefahr des Antijudaismus – Gestärktes christlich-jüdisches Miteinander

Im Zusammenhang von Halle ist deutlich geworden, dass es richtig ist, wenn wir uns weiterhin und konsequent einem der dunkelsten Wege unserer Kirche stellen. Wir sind ein Stück vorangekommen mit unserer Entgiftungsaktion für unsere Herzen im Blick auf unseren eigenen Antijudaismus. In Eisenach wurde das Kunstprojekt „Der Wanderer“ gestartet und zugleich die große Ausstellung zum so genannten Entjudungsinstitut eröffnet – ich bin jetzt darauf hingewiesen worden, dass es besser ist, immer den langen Titel zu zitieren, weil damit noch einmal deutlicher wird, was in diesem Institut versucht wurde: „Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“.

In diesem Zusammenhang gab es auch ein schönes Miteinander von Ilse Junkermann und mir. Die christlich-jüdische Verständigung ist ja eines der Herzensprojekte meiner Amtsvorgängerin. Ich bin Landesbischöfin a. D. Ilse Junkermann sehr dankbar dafür, dass sie sich für die Aufstellung eines Denkmals in der Nähe des Institutes und für die Ausstellung und die Aufarbeitung insgesamt stark gemacht hat. Und es ist mir eine Freude, hier ihren Weg weitergehen zu können. Die Ausstellung in Eisenach ist sehr eindrücklich, sie macht deutlich, dass wir tatsächlich ein Stück in unserer Geschichtsbearbeitung vorangekommen sind und dass noch viel zu tun ist, was umso wichtiger ist angesichts des neuen und des alten Antisemitismus und -judaismus in unserem Land. Und es tut uns gut, dass unsere jüdischen Geschwister uns auf diesem Weg ernstnehmen als Partner, als Menschen, die zu ihnen stehen.

Deshalb haben wir nach dem Anschlag in Halle EKD-weit auch dazu aufgerufen, dass man überall in Deutschland sich vor die Synagogen stellen möge. Es war eine der größten Solidaritätsaktionen, die nach einem solchen Anschlag in Deutschland stattgefunden hat. Damit wurde auch deutlich, dass das Geschehen in Halle nicht allein aus einem ostdeutschen Problem entspringt, sondern Ausdruck eines gesamtdeutschen Problems ist. Wichtiger aber daran war mir, dass wir zeigen konnten, wir Christinnen und Christen stehen ganz klar ein für unsere jüdischen Geschwister und bekennen: Antisemitismus ist Sünde, Judenhass ist Gotteshass und die Erwählung des Volkes Israel gilt.

Zum Thema „Christlich-jüdisches Miteinander“ gehört ein weiteres bewegendes Erlebnis der ersten Tage im Bischofsamt: Ich durfte mitschreiben an einer Torarolle. Im Oktober 2020 beginnt das Themenjahr „900 Jahre jüdisches Leben in Thüringen“. Aus diesem Anlass schenken wir als EKM gemeinsam mit dem Bistum Erfurt der Jüdischen Landesgemeinde eine neue Torarolle. Auf dieser wurden in der Erfurter Synagoge nun die ersten Worte geschrieben von einem Sofer, einem aus Berlin kommenden Schreiber. Als Vertreter der schenkenden Kirchen waren Bischof Dr. Neymeyr und ich eingeladen, den Arm des Sofers anzufassen, als er die ersten Buchstaben schrieb. Ich persönlich habe mich sehr gefreut, dass ich das Jod mitschreiben durfte, den kleinsten Buchstaben des Hebräischen Alphabets, von dem es im Matthäusevangelium heißt, dass kein Jota des Gesetzes aufgehoben werde, sondern alles bestehen bleiben soll – was ja noch einmal eine Aufforderung an uns ist, nicht leichtfertig die Tora als erledigt wegzutun, sondern uns mit ihr auseinanderzusetzen. Überhaupt hat mich das Beschreiben der Torarolle sehr bewegt und mir vor Augen geführt, was eine *Heilige* Schrift ist: Wenn, bevor die Worte geschrieben werden, jedes Wort zwölfmal genau angeschaut, im Gebet gesprochen und meditiert und erst dann fein säuberlich geschrieben wird. Heilige Schrift! „Heilig“ kann man auch übersetzen mit „fehlerfrei“. Damit wird deutlich, weshalb es zwei Jahre braucht, bis die Torarolle fertig beschrieben ist. So heilig ist das Wort Gottes! Und das im Zeitalter, in dem man alles sofort und gleich kopieren und ausdrucken kann. Eine wunderbare Entschleunigung für eine heilige Schrift, die dann ganz achtsam 100 oder 200 Jahre gelesen wird und die zum Fest der Torafreude in der Synagoge mit tanzen darf. Diese Torarolle verbindet sich mit der Gewissheit, dass jüdisches Leben zu Mitteldeutschland auf Dauer gehört. Das gemeinsame Projekt „Tora ist Leben“, das das Schreiben der Rolle begleiten wird, soll das

Wissen über den Reichtum der jüdischen Traditionen und des geistlichen Lebens in die Gesellschaft vermitteln.

3.4. Dreißig Jahre Friedliche Revolution und der Konziliare Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung

Wir sind im dreißigsten Jahr der Friedlichen Revolution. Es gab viele Veranstaltungen dazu. Wenn ich es recht sehe, bei diesem Jubiläum im Besonderen mit der Frage: Was ist aus dem geworden, was wir damals erkämpft haben? AfD und Pegida behaupten, sie trügen das Erbe der Friedlichen Revolution weiter. Dem widersprechen wir als Kirche deutlich. Und nehmen zugleich wahr, auch Gemeindeglieder folgen aus ganz unterschiedlichen Gründen den Populisten.

Vor dreißig Jahren begann der konziliare Prozess. Wir haben uns damals gefragt und Antworten gesucht, wie wir Kirche sein können auf dem Weg des Friedens, der Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung. In Seoul wandte sich die Weltchristenheit dazu mit starken Akklamationen an die Weltöffentlichkeit. Angesichts dessen empfinde ich es als etwas merkwürdig, wenn dann der ÖRK zum „Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens“ einlädt – und das Thema der Bewahrung der Schöpfung fehlt. Da waren wir 1989 schon einmal weiter. Und ich merke, dass wir dieses Erbe an vielen Stellen noch einmal anschauen und heben und gewinnen sollten. Zumal wir vor der großen Herausforderung eines Umbaus unserer ganzen Gesellschaft hin zu einer postfossilen Lebensweise stehen. Das ist nicht nur eine Frage des Klimaschutzes oder des CO₂-Ausstoßes, sondern die Frage einer großen Transformation. Die Präsidentin wird in ihrem Bericht unsere konkreten Aktivitäten als Landeskirche beschreiben. Darüber hinaus ist es nötig, dass wir einen kulturellen Wandel in diesen Fragen voranbringen und mit anderen Akteuren vernetzt agieren. Darin kann der ökumenische Prozess „Umkehr zum Leben, den Wandel gestalten“, an dem viele ökumenische Partner in Deutschland beteiligt sind und der in unserer Landeskirche von der Evangelischen Akademie in Wittenberg vorangetrieben wird, ein wichtiger Akteur sein.

Was ich großartig finde: Die junge Generation stellt jetzt ihre Fragen laut und klar und konkret. Zum Beispiel fragt die ICAN-Initiative: Wieso gibt es einen Atomwaffensperrvertrag, wir brauchen einen Atomwaffen-Verbots-Vertrag, eine generelle Ächtung der Atomwaffen! Und plötzlich gewinnt das politische Gewicht, auch die EKD-Synode hat sich klar für die Ächtung der Atomwaffen ausgesprochen und Schritte angemahnt, dass auch Deutschland diesem Verbotsvertrag beitrifft.

Auch das Thema „Bewahrung der Schöpfung“ gewinnt weiter an Fahrt, dank der „Fridays for future“-Bewegung. Nach 1989 haben wir in Ostdeutschland erlebt, dass die Bewahrung der Umwelt einen neuen Stellenwert erhielt, die Dreckschleudern in Buna und Leuna und anderswo wurden abgeschaltet bzw. modernisiert, Landschaften haben sich erholt, in den Flüssen schwimmen wieder Fische. Vielleicht hat sich dadurch der Blick auf das Ganze in der Welt und die Dramatik der Situation verstellt? Es ist toll, dass uns junge Menschen heute dazu auffordern, den Klimawandel ernst zu nehmen und gemeinsam mit ihnen Antworten zu finden und konkrete Schritte einzuleiten.

Ich bekomme zu dem Thema viele Briefe mit diametralen Erwartungen und Forderungen. Die Polarisierung greift auch tief in unsere Gemeinden. Umso mehr müssen wir deutlich machen, dass wir unser Tun und Handeln aus unserem Glauben begründen. In der Tat scheint es auf die Frage, wie wir Gottes Schöpfung bewahren können, keine einfachen Antworten zu geben. Dennoch finde ich es großartig, dass die Dinge in Bewegung kommen. Die Zeit ist begrenzt und wir dürfen nicht Gefahr laufen, aufgrund

zu zaghafter Herzen und mit unseren eigenen Interessen getrübler Herzen, sozusagen „die Gotteschau“ zu versäumen.

3.5. Gebet mit dem Landesbischof – Wahrnehmungen vor Ort

In diesen ersten Tagen und Wochen habe ich eine Kirche in zwei – nein, es sind vier (!) Bundesländer – erlebt mit sehr, sehr verschiedenen Situationen. Hohe Volkskirchlichkeit und Kirchengemeinden, in denen man das Gefühl hat, hier hat sich gar nicht viel verändert und es ist noch wie früher. Und andererseits Gegenden, in denen steht an, ein Pfarramt mit bisher 15 Kirchen bzw. Predigtstätten mit einem zweiten Pfarramt mit 16 Predigtstätten zusammenzulegen. Wie geht das eigentlich weiter mit der Strukturreform in den Gemeinden und Kirchenkreisen? Eine Fragestellung, vor der wir stehen. Und das lässt sich auch nicht nach Bundesländern einteilen, sondern es gibt in unserer ganzen Landeskirche sehr unterschiedliche Situationen, die jeweils genau angeschaut werden müssen.

Ich habe ein kleines Projekt gestartet, das heißt „Abendgebet mit dem Landesbischof“. Dazu lade ich mich in eine Gemeinde ein. Ich komme natürlich auch auf Einladung. Nichts Großes, kein Präsentieren aller Haupt- und Ehrenamtlichen und Chöre und Bürgermeisterin... Natürlich können sie gern alle hinzukommen, müssen aber nicht. Und nachdem ich selbst gebetet habe – dazu bringe ich eine Andachtsbox mit, die hat unser Gemeindedienst entwickelt, und ich habe meine Gitarre dabei, und wir beten und singen gemeinsam – und nach dem Abendgebet ist dann im Anschluss immer auch Zeit für ein Gespräch.

Das hoffe ich, fortsetzen zu können: ein bis zwei Mal pro Monat. So dass ich vor Ort ins Gespräch komme, die unterschiedlichen Situationen kennenlernen, den Alltag erlebe – neben all den Feierlichkeiten, zu denen ich ja auch eingeladen werde und die natürlich alle wundervoll sind.

3.6. Zwei Studien über unsere Kirche

Was habe ich noch wahrgenommen? Es wurde eine Studie vorgestellt, die „Freiburger Studie“, in Auftrag gegeben von Deutscher Bischofskonferenz und EKD. Sie zeigt die Mitgliederentwicklung der beiden Kirchen in ganz Deutschland und also auch einen Blick in die Zukunft unserer Landeskirche. Man kann darüber diskutieren, ob eine Prognose bis 2060 sinnvoll ist, oder aber Gefahr läuft, in einer Art selbsterfüllenden Prophezeiung die eigene Zukunft dunkel zu zeichnen. Auch stellen wir als ostdeutsche Landeskirchen fest, dass die Erkenntnisse für uns erwartbar waren und weitgehend bestätigen, was wir längst wussten. Zudem kennen wir auch gegenteilige Entwicklungen. Manche Städte, die bisher im demografischen Abwind waren, liegen wieder im Aufwind, der Prozess des reinen Wegziehens nach 1989 hat sich in Städten wie Halle, Jena und Erfurt längst umgekehrt und der ehemals prognostizierte demographische Wandel ist dort nicht geschehen. Dennoch stellen sich die Fragen, wie wir das, was wir an diesem Prozess beeinflussen können, auch tun. Und da scheint mir die Verstärkung von Beziehung und Resonanzen ein zentraler Punkt zu sein.

Eine zweite, ganz andere Studie schaut auf den Beruf der Pfarrerinnen und Pfarrer, die so genannte GIPP-Studie: „Greifswalder Inventar peripheres Pfarramt“. Sie ist erschienen bei der Evangelischen Verlagsanstalt unter dem Titel „Stadt, Land, Frust!“ und untersucht mittels Auswertung einer Befragung die physische und psychische Belastung im Pfarramt, kurz: Wie burnoutgefährdet sind unsere Pfarrerinnen und Pfarrer? Die Präsidentin wird nachher dazu noch einiges sagen. Das Ergebnis: bei einem strengen Kriterium sind 13 Prozent aller Pfarrerinnen und Pfarrer hoch risikogefährdet für ein Burnout.

Was sind die Ursachen? Die Studie hat viele interessante Beobachtungen. Für mich ist einer der wichtigsten Sätze, dass Pfarrerinnen und Pfarrer nicht *zu viel* arbeiten, sondern *zu Vieles*. Unter der Breite der Belastungen werden dann noch einmal drei Peaks genauer identifiziert: Da ist ganz vorn die Verwaltung, zum Zweiten sind es berufsfremde Tätigkeiten, das Dritte – und das passt auch zu meiner eigenen Erfahrung: Hausmeistertätigkeiten. Das sind Wirklichkeiten, die Sie in Ihren Gemeinden auch kennen und auf die wir reagieren müssen.

3.7. 40 Jahre Gemeindepädagogik und die Gemeinschaft der Dienste

Wir haben in Potsdam „40 Jahre Gemeindepädagogikausbildung“ gefeiert. Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen gehören heute Gott sei Dank normal zum Dienst unserer Kirche. Als ich im September zum 25.-Ordinationsjubiläum in einer Gesprächsrunde mit sieben anderen zusammensaß und wir uns über unsere Berufsbiografien austauschten, war ich der einzige mit der klassischen Berufsbiografie eines ehemaligen Theologiestudenten. In Potsdam wurden wir nun daran erinnert, dass es einstmals die Idee gab, weitere Berufsbilder neben der Gemeindepädagogik und noch andere Zugänge zum ordinierten Amt zu entwickeln. Die Überlegungen damals gingen viel weiter und die Frage steht, ob wir auch aus diesem Erbe etwas machen, was für unsere Zukunft von Bedeutung sein kann, neu die Gemeinschaft der verschiedenen Dienste zu denken?

4. Neun Fragen an unsere Zukunft

Gerade einmal knapp 100 Tage bin ich im Amt. In diesen ersten Wochen habe ich vor allem miterlebt, zugehört, hingeschaut, nachgefragt. Ich habe Vieles wahrgenommen. Und ich habe auch bereits viel über das Wahrgenommene nachgedacht. Aus diesem Nachdenken sind mir Fragen entstanden, die ich Ihnen zum Schluss meines Berichtes zur Verfügung stellen möchte. Fragen, von denen ich denke, dass wir sie klären müssen.

Es sind neun Wie-Fragen. Das heißt, ich frage nicht Ob und Warum, sondern ich frage gleich nach dem Wie. Wie können wir diese Dinge angehen:

1. Wie bleiben wir bei sinkenden Ressourcen in der Fläche präsent? Es kann nicht unser Ziel sein, uns auf Städte oder auf urbane Räume zu konzentrieren. Allein die Tatsache, dass überall im Lande unsere Zeichen stehen, die Kirchengebäude, stellt uns diese Aufgabe.
2. Wie können wir die Resonanzen und die Beziehungen zur Kirche erhöhen? Wir wissen aus verschiedenen Studien, dass die Bindungen traditioneller Art weniger werden. Das ist eine Herausforderung für unsere Arbeit.
3. Wie können wir Kräfte und Energieverlust mindern, die jede Strukturreform größeren Ausmaßes kostet? Wir haben in den letzten zehn Jahren versucht, für die gemeinsame Kirche erst einmal wenig strukturell zu verändern. Wir haben keine Kirchenkreise zusammengelegt, wir haben lange Zeit kaum Strukturveränderungen umgesetzt. Aber es ist deutlich, dass wir an manchen Stellen weiter gehen müssen und dass es gut ist, hierin nicht unsere kleiner werdenden Kräfte zu verbrauchen.
4. Wie können wir unsere Berufsanfänger, also die Pfarrerinnen und Pfarrer, die Gemeindepädagoginnen und -pädagogen im Entsendungsdienst davor bewahren, in den stets abzubauenen Strukturen zu verbrennen bzw. frustriert zu werden? Für uns ist es wichtig, das Potenzial unserer

jungen Leute zu heben, Kirche neu zu denken und zu bauen und mit ihnen den Veränderungsprozess zu beginnen. Wir wollen eine attraktive Kirche bleiben auch angesichts des bevorstehenden Pfarrerinnen- und Pfarrermangels.

5. Wie können wir Freiräume für Innovation und Mission in unsere Strukturen implementieren? Das Projekt „Erprobungsräume“ ist ein starkes Projekt. Die Aufbrüche, die wir dort erleben, geschehen zum Teil außerhalb unserer Strukturen. Was wird, wenn das Projekt ausläuft? Gibt es Ideen, wie die Erprobungsräume in den Strukturen eine deutlichere Verankerung als bisher erhalten?
6. Wie können wir Freude und Selbstwirksamkeit im Haupt und im Ehrenamt, im Besonderen im Verkündigungsdienst stärken? So dass man das Gefühl hat: Meine Kirche braucht mich, ich kann in ihr etwas bewegen und es ist sinnvoll und macht Freude. Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer nicht zu viel aber zu Vieles arbeiten, kann ein Lösungsweg in der Spezialisierung des Pfarramtes liegen.
7. Wie können wir unsere Traditionen aus DDR-Zeiten – sowohl was den konziliaren Prozess angeht als auch die Gemeinschaft der Dienste – für unseren gegenwärtigen und zukünftigen Weg fruchtbar machen? Wir stehen vor einer großen Transformation in allen Bereichen.
8. Wie sehen die nächsten Schritte aus in der Ökumene, im christlich-jüdischen Miteinander, im interreligiösen Dialog?
9. Wie finden wir zu passenden Worten und angemessenem Handeln in Zeiten vergifteter Herzen, auf dass sie rein werden? So, dass wir die Botschaft Jesu von Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit – die einer jeden und einem jeden gilt unabhängig von Herkunft, Religion, Geschlecht, Stand... – rein verkündigen und zugleich jene nicht verlieren, die von Ängsten und Befürchtungen geleitet für populistisches Denken anfällig sind?

Neun Fragen. Auf diese neun Fragen gibt es mehr als neun Antworten. Die eine oder andere liegt bereits parat. Manche ist noch ganz offen. Neun Fragen. Ich verstehe mein Amt als Landesbischof nicht so, dass *ich* Ihnen diese Antworten geben könnte oder gar müsste. Ich sehe eine meiner Aufgaben im Amt des Landesbischofs darin, Themen ins Gespräch zu bringen, gegebenenfalls auch unbequeme, Sie zum Diskurs einzuladen, um gemeinsam nach Antworten zu suchen und um der Einheit der Kirche willen die Vielfalt zu wagen. Dazu mögen diese Fragen ein erster Aufschlag sein.

Einzig eine erste Idee möchte ich Ihnen nicht vorenthalten. Ich habe das auch bereits an der einen oder anderen Stelle gesagt: Ich bin fest davon überzeugt, dass wir wieder stärker eine seelsorgerische und besuchende Kirche werden müssen. Ich meine, das Amt des Seelsorgers / der Seelsorgerin als Pastorin und Pastor braucht eine neue Wertschätzung. Es gilt, die Seelsorge als Muttersprache der Kirche wieder neu zu entdecken und als Grundstruktur des Pfarramtes stark zu machen und damit Resonanz zu erzeugen in unserer Welt. Wir müssen auf eine individuelle Welt mit individuellen Schritten reagieren. Besuch und Seelsorge gehen den Einzelnen nach, fragen nach seinem geistlichen Weg und helfen in Gespräch, Gebet und Beichte, die Herzen zu erleichtern und rein zu machen. Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Dazu einzuladen und nach den eigenen Wegen der Gottesschau zu fragen hat Verheißung.